Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 250. Bromberg, den 29. Dezember 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

(34. Fortsetzung.)

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der düstere Versöhnungstag, das heitere Fest der Laubhütten war vorüber; noch schien die Sonne Tag für Tag fast sommerlich warm vom unbewölkten Himmel nieder, aber die Juden von Barnow hatten ihr winterliches Leben begonnen; sie richten sich ja in allem nicht nach der Natur, sondern nach den Satzungen ihres Glaubens. Jeder spann sich in seinen vier Wänden ein, legte seine Sorgen und Hoffnungen für den Winter zurecht und begann die Arbeit, wie er sie nun bis zum Osterfeste zu üben gedachte. Das abendliche Treiben auf der Straße war zu Ende, dafür besuchten die Nachbarn einander häufig, und jeden Sonnabend nachmittag stand das Haus jedes Reichen gastlich offen.

Sender ließ sich dabei nirgendwo blicken, man lud ihn auch nicht ein; zwar stimmte nicht jeder bei, wenn ihn sein Feind Jossele Alpenroth eine „Schande Israels" nannte, aber die Meinung des Ghetto hatte sich doch wieder gegen ihn gekehrt und kaum minder heftig als im Frühling. Denn fast ebenso schlimm wie heimlich deutsche Bücher zu lesen, erschien es ihnen, ein unbescholtenes Mädchen, das man ins Gerede gebracht, sitzen zu lassen. Sie stritten darüber, ob nicht auch Jossef Grün mitschuldig sei, weil er dies unerhörte Hofmachen, „fast wie bei Christen" geduldet, aber in Senders Verurteilung waren alle einig. Er verteidigte sich auch gar nicht, wenn ihm einer im Laden oder in der Schul Vorwürfe machte, sondern erwiderte nur: „Ihr habt recht, ich hätt's mir früher überlegen sollen, aber nun ist's geschehen." Da verdiente er's redlich, daß ihm Naphtali Ritterstolz einmal vor aller Welt sagte: „Und wenn du noch zehnmal in deiner Lotterie gewinnst, dir gibt nie ein ehrlicher Jud' sein Kind."

Nur zwei Menschen schwiegen, und gerade die zunächst Beteiligten. Der Marschallik hatte geflucht und gejammert, als ihm Sender an jenem Abend seinen Entschluß mitgeteilt, er hatte alles aufgeboten, um ihn umzustimmen, aber nun machte er ihm keine Vorwürfe. Noch mehr, er schlich sich still davon, wenn andere über Sender loszogen, und fuhr fort, die beiden Bewohner des Mauthauses, die nun wieder einsam wie auf einer Insel dahinlebten, freundschaftlich zu besuchen. Alle seine Schwänke kramte er aus, um sie zu erfreuen — sie hatten ja beide ein bißchen Lachen nötig. Aber da versagte seine Kunst, Frau Rosel hörte ihn kaum an, und auch Sender verzog sein Gesicht nur zuweilen aus Höflichkeit zu einem Lächeln. „Seid nicht hart gegen ihn," mahnte einmal Türkischgelb die Mutter. „Ich sag' ihm kein Wort," erwiderte sie. Es war so, auch sie schwieg. „Sie wissen eben beide die Wahrheit," dachte Sender, „dafür kann ich nichts." Er irrte. Nur der Marschallik dachte grimmig: „Die Schamlose hat ihm vielleicht von ihrem Bernhard erzählt." Die Mutter hatte einen anderen Verdacht: „Er hat ja was vor, was es ist, mag Gott wissen, aber ich fühl's, er will was Unerhörtes beginnen. Anfangs hat sie ihm zugestimmt, im letzten Augenblick nicht. Da hat er lieber sie gelassen, als seinen Vorsatz." Ihr Herz krampfte sich in Zorn und Sorge zusammen. Dennoch hatte sie Mitleid mit ihm, sie sah ja, wie es um ihn stand. „Er ist ja verzweifelt," dachte sie, „da jage ich ihn durch Vorwürfe gar aus dem Hause."

Und in der Tat, schlimm genug stand es in dieser ersten Zeit um ihn. Da hatte er nur eine Empfindung: „Wär' ich doch tot, wie soll ich ohne sie leben?" Zuweilen zürnte er ihr und klagte sie der Hinterlist an, — wie hatte doch Jütte gesagt: „Bei ihr kommt alles aus dem Verstand!" — oder er empfand eifersüchtigen Groll gegen „diesen Doktor", aber zumeist seufzte er nur: „Sie hat recht gehabt, aber was fang' ich nun an?" Unablässig schwebten ihm die blauen Augen vor, und den Klang ihrer Stimme verlor er vollends nie aus dem Ohr; selbst durch die Schimpfreden Dovidls tönte er hindurch, ja sogar durch die Worte des Pater Marian, und denen horchte er doch gewiß mit voller Hingabe.

Denn die Lehrstunden in der Bibliothek hatten wieder begonnen. Der edle Greis hatte ihn gütig aufgenommen und widmete sich ihm nun mit vermehrtem Eifer. Er wußte nicht, warum der junge Jude so bleich und verwandelt zu ihm zurückgekehrt, er fragte nicht danach; ihm genügte es, daß er seiner Hilfe nun noch mehr zu bedürfen schien als vordem, um sie ihm verdoppelt zu widmen. „Es ist nur Egoismus", wehrte er lächelnd ab, wenn ihm Sender dankte, „sonst habe ich ja nichts zu tun, nicht einmal meine Sünden habe ich mehr zu bereuen." Der neue Prior war weder ein Gelehrter, noch ein freier Geist aber ein verständiger, duldsamer Mann. Er hatte das Los des berühmten Ordensbruders, dessen Buch über die Sittenlehre des Urchristentums so viel Lärm machte, nach Kräften gelindert, so weit er es ohne Zustimmung der Oberen vermochte; ihm eine Tätigkeit in der Schule oder Seelsorge einzuräumen, lag nicht in seiner Macht. „Egoismus! das ist meine einzige Arbeit, und ohne zu arbeiten, kann man nicht leben. Die Arbeit allein hilft uns über alles hinweg."

Als Sender dies Wort zum ersten Male hörte, glaubte er nicht recht daran. Freilich, er wollte arbeiten, sein Ziel war ja das einzige, um dessentwillen er noch lebte, für seinen Schmerz jedoch schien es ihm kein Trost. Aber allmählich kam es doch so, je mehr Zeit verstrich, je größer die Freude an der Arbeit wurde. Sie hatten „Die Räuber" zu Ende gelesen und nahmen nun den „Fiesko" durch. Es ging jetzt rascher, weil die Einsicht des Schülers wuchs, sein Instinkt sich immer mehr schärfte. Oft genug mußte der Pater über die Raschheit staunen, mit der sich Sender in so wildfremde Dinge wie die genuesischen Verhältnisse des sechzehnten Jahrhunderts hineinfand — jedes erläuternde Wort, jedes Gleichnis wurde ihm zur sicheren Stütze — noch mehr über seine Treffsicherheit in der Beurteilung von Charakteren und Situationen. An komischen Mißverständnissen fehlte es nicht, aber im wesentlichen begriff er doch fast immer, wie sich der Dichter eine Gestalt gedacht und worauf es ihm ankam. „Brav!" sagte der Greis immer wieder. „Ich glaube, aus dir wird was", und steigerte seine Bemühungen immer mehr. Er ahnte nicht, welche Wohltat er dadurch seinem Schützling gerade in diesen Zeiten erwies. Nun war Sender nicht mehr ganz verzweifelt, mit leiser Wehmut konnte er der Verlorenen gedenken, und zuweilen ging es ihm tröstlich durchs Herz: „Wär' ich nicht unglücklicher, wenn ich sie gewonnen und mein Ziel verloren hätte? Die gute Jütte hat mich getröstet, daß Malke ohnehin nicht für mich getaugt hätte, nun — vielleicht doch! Aber beherrscht hätte sie mich gewiß mein Leben lang, — wie, wenn ihr, die so vernünftig ist, die Schauspielerei als an

unsicheres Brot erschienen wäre, wenn sie es mir verboten hätte? Ich hätte mich nicht gefügt, aber was dann?"

Da kam ein Tag, der ihm den Trost noch mehrte. Sie hatten den „Fiesko" beendet; nun sollte Sender versuchen, die Rolle des Mohren zu lesen, die ihn besonders angezogen hatte. Er machte es so gut, daß der Pater freudig ausrief: „Wahrhaftig! Ich hätt's kaum für möglich gehalten! Du bist wirklich zum Schauspieler geboren!'

Senders Augen leuchteten. „Ich dank' Ihnen", rief er. „Und Sie verstehen was davon."

„Nicht allzuviel, aber darin glaube ich mich doch nicht zu irren. Nur um die Aussprache steht's noch schlimm, aber auch die bessert sich etwas, dank deiner Ausdauer." Mit Recht hätte der gute Priester sagen dürfen, dank unserer Ausdauer. Er schrie sich täglich die Kehle heiser, daß man es bis auf den Korridor der Pönitenz hörte, und Sender vollends brüllte die „a" und „o", daß die Fenster klirrten. „Wenn dein Fleiß nicht ermattet", schloß Marian, „freilich nur dann, wird was Rechtes aus dir."

„An mir soll's nicht fehlen", beteuerte Sender. „Ich seh' ja ein, ein Schauspieler muß sehr fleißig sein, fleißiger als jeder andere Mensch. Es ist ja so schrecklich viel zu lernen. Da darf man an gar nichts anderes denken. Für mich wär's vielleicht sogar nicht gut gewesen, wenn ich geheiratet hätt', eh' ich was geworden bin." Es war ihm unwillkürlich entfahren; er fühlte nun, wie sein Gesicht zu flammen begann.

Der Geistliche lachte laut auf. „Heiraten!" rief er, „das ist das letzte, wozu ich dir jetzt raten möchte. In zehn Jahren, wenn du als Künstler durchgedrungen bist. Aber warum wirst du so rot? . . . Du, ich glaube gar . . ."

Er hob drohend den Finger, aber Sender beteuerte so nachdrücklich, damit wäre es nichts, daß ihm der Pater endlich glauben mußte. „Das freut mich", sagte er, „denn es wäre ein rechtes Unglück für dich. Sogar eine Liebschaft kannst du jetzt nicht brauchen."

Leichteren Herzens als seit Wochen ging Sender heim. „Mein Pater", dachte er, „ist ja sonst ein so kluger Mann, wahrscheinlich hat er auch darin recht. Unsere Weisen sagen: ‚Es ist alles auch zum Guten.' Vielleicht ist der Schmerz, den ich um Malke gelitten hab' und noch leide, nur die gerechte Strafe dafür, daß ich an etwas anderes gedacht hab', als an mein Ziel." Er seufzte tief auf. „Aber freilich, dann muß die Schuld groß gewesen sein."

Aber als er am nächsten Tage in die Bibliothek trat, begann Poczobut wieder: „Du, Sender, mir kommt die Sache doch verdächtig vor, trotz deiner Schwüre. Warum gehst du nicht nach Lemberg? Du wolltest Mitte September fort, nach euren Feiertagen. In vier Tagen haben wir den 1. November, und du denkst noch nicht daran."

„Das hat einen anderen Grund", erwiderte Sender seufzend. „Haben Sie den Wolczynski vergessen?"

Sein Liebesschmerz hatte diese Sorge in den Hintergrund gerückt, nun wuchs sie ihm über den Kopf. Der erste November war ja der Termin, wo die Maut zur Bewerbung ausgeschrieben werden sollte. Sender bereitete auch die Eingabe der Mutter vor; daß sie, gleichviel, was Frau Rosel bot, erfolglos bleiben würde, sofern Wolczynski nicht wollte, wußten beide. Und der wackere Edelmann schien ja unversöhnlich. Die Mutter klagte nicht, aber die zehrende Sorge stand ihr auf dem Antlitz geschrieben — er wußte nicht, daß daneben auch die Angst vor Froims Wiederkehr ihre Nächte schlaflos machte.

„Was soll ich beginnen?" klagte Sender dem Pater. „Abwarten — aber ich kenn' ja die Entscheidung schon heute, was dann? Die Hoffnung auf Nadlers Hilfe habe ich aufgegeben, und der Mutter mein Geld lassen und ohne Mittel in die Welt gehen, ist auch schwer möglich. Freilich wird mir nichts anderes übrig bleiben."

„Und dieser Wolczynski glaubt auch ein Christ zu sein", rief Marian schmerzvoll. „Und erst dieser Strus, ich kenn' ihn ja aus der Kirche, der fromme Heuchler beichtet sogar wöchentlich. Als ob sich Gott so betrügen ließe wie die Menschen." Aber er konnte nur an Senders Sorgen teilnehmen, helfen nicht.

Am nächsten Tage jedoch schien sich auch diese Wolke zu lichten. Als Sender da — es war der 29. Oktober — zum Essen heimging, begegnete ihm Herr v. Wolczynski. Sender wollte rasch an ihm vorbei, er aber blieb stehen und winkte ihm freundlich zu: „Nun, lieber Senderko, wie geht's? Warum besuchst du mich nicht? Ich habe ja deiner Mutter gesagt, daß ich dich erwarte."

„So?" sagte Sender. „Da hat sie nicht gut gehört. Sie hat verstanden, daß nicht Sie, sondern Ihre Hunde mich erwarten . . ."

Der Edelmann lachte. „Behüte! Einen klugen Burschen wie dich? Mit dem verständigt man sich. Aber bald müßte es sein", fügte er bedeutungsvoll hinzu.

„Ich verstehe", sagte Sender. „Vor dem Ersten. Morgen vormittag bin ich bei Ihnen."

Die Mutter blickte erstaunt auf, als er bei ihr eintrat. Heut' lächelte er wieder. „Ich hab's dir ja damals gleich gesagt", meinte er, „der Lump will Geld. Wenn ich zäh bin, so kostet's nicht einmal viel. Denn nun ist er mürb, sonst hätt' er nicht begonnen."

Aber er hatte Wolczynski unterschätzt. Zwar empfing ihn der Edelmann am nächsten Tage freundlich und bot ihm sogar einen Stuhl zum Sitzen an, aber von Geld wollte er nichts hören.

„Was fällt dir ein, Senderko? Mein Freund Strus tut mir ja gern einen Gefallen, und die vielen Offerten lesen, ist auch lästig; könnte euer Pachtvertrag einfach zu den alten Bedingungen erneuert werden, so wäre es für alle das bequemste. Aber die Pflicht gegen den Staat! Und zu so einer Pflichtverletzung soll ich ihn durch Geld bringen? Da käm' ich schön an. Und ich tät's auch selber nicht. Beamtenbestechung — wie kannst du einem Ehrenmann, einem Edelmann so was zumuten?"

Sender blieb kaltblütig. „Dann behalten Sie die zwanzig Gulden, die ich Ihnen geben will, für sich selber und lassen Sie sich von Strus den Gefallen umsonst erweisen."

„Elender Jude!" brauste Wolczynski auf. „Ich soll Geld behalten, das einem anderen gehört? Das mag eure Moral gestatten, unsere nicht!" Dann aber besänftigte er sich wieder. „Aber eben darum, was wißt ihr alle von Anstand und Ehrlichkeit?! — eben darum, weil du ein Jude bist, will ich dir verzeihen. Aber lern' mich besser kennen. Ich erweise dir eine Gefälligkeit, die mich nichts kostet, du sollst sie mir durch eine lohnen, die dich nichts kostet und dir noch was trägt. Hundert Gulden Trinkgeld. Nämlich ich mache noch immer meine Lottoberechnungen, verstehst du, aber immer erst am Dienstag nachmittag, und da kann es ja vorkommen, daß ich mein Zettelchen zu Hause liegen lasse — verstehst du — und —"

„Ich verstehe", sagte Sender. „Es ist dieselbe Gaunerei, zu der Sie mich schon einmal haben verleiten wollen. Ob sie möglich ist, ohne entdeckt zu werden, weiß ich nicht —"

„O doch! Ich kenne einen Mann, der dadurch sein Glück gemacht hat."

„Aber daß ich es nicht tue, weiß ich."

Der Edelmann pfiff vor sich hin. „Dein letztes Wort?"

„Mein letztes. . . . Aber zehn Gulden will ich noch drauflegen. Also dreißig."

„Jüdisches Hundsblut!" brach Wolczynski los. „Hinaus mit dir und danke Gott, daß ich dich nicht anzeige, weil du mich zu einem Verbrechen hast anstiften wollen."

. . . „Weine nicht!" tröstete Sender die Mutter, als sie auf seinen Bericht in Tränen ausbrach, „deshalb gehen wir noch lange nicht zu Grunde. Ich reiche die Offerte ein, nützt es nichts, so wird uns Gott doch nicht verlassen."

Er machte sich stärker, als er war. Am letzten Jannar, wo das Ergebnis der Ausschreibung veröffentlicht werden mußte, wollte er jedenfalls gehen, aber wie ein Bettler das neue Leben beginnen, war hart.

Er begann jeden Heller zu sparen. Es traf sich gut, daß Dovidl nun immer mehr zu tun bekam und daher seinen Lohn erhöhen mußte. Auch konnte er sich durch das Schreiben von Briefen für andere Leute etwas verdienen. Wieder mußte er die Nächte zu Hilfe nehmen, was ihm nicht leicht fiel, denn der naßkalte Spätherbst hatte ihm seinen Husten wieder gebracht. Aber es ging nicht anders, seine Studien durften durch den Broterwerb nicht leiden. Im Gegenteil, nun widmete er ihnen womöglich noch mehr Zeit und Kraft, und Pater Poczobut feuerte seinen Eifer durch sein Lob immer mehr an.

Nun lasen sie „Kabale und Liebe", dann den „Don Carlos". Da es im großen Saal zu kalt geworden, siedelten sie in eine heizbare Zelle über. Freilich mußten sie nun ihre Stimmen dämpfen, da sie damit dem büßenden Pater Ökonom, der in einer benachbarten „Nonnenzelle" wohnte, näher gerückt waren. Aber die Furcht, von ihm gehört zu werden, war wohl überflüssig. Er verbrachte seine Tage in einer Art von Beschaulichkeit, die Fedkos stillen Neid weckte, er ließ sich des Morgens von diesem eine Flasche Slibowitz holen und trank sich einen Rausch an, der bis zum Abend vorhielt.

So war der November verstrichen. Die ersten Dezembertage brachten strenge Kälte, blinkenden Schnee und wolkenlosen Himmel. Nun konnte Sender wieder leichter atmen, als in der trüben Nebelluft. Aber auch eine große Überraschung sollten ihm diese Tage bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Mutter.

Novelle von Siegfried Bergengruen.

Sie saßen im Salon. Die mit himbeerrotem, handbemaltem Seidenbezug verhangene hohe Stehlampe glühte matt hinter dem Diwan. Herbstlicher Regen trommelte an die beschlagenen Scheiben. Zuweilen fuhr ein Windstoß durch die Esse bis in den Kamin, wühlte in den hüpfenden, sprühenden Flammen und sang seltsame Lieder.

Frau Marianne lehnte in dem schweren Klubsessel und arbeitete an einer Stickerei. Ihr Kopf war ein wenig gesenkt, und wenn die Flammen besonders grell und hoch aufloderten, hatte es den Anschein, als blitzten an den Spitzen ihrer Haare winzige, purpurne Fünkchen. — Eine Weile hatte ihr Heinz von Lossow vorgelesen, mit seiner warmen, etwas vibrierenden Stimme; aber dann war irgendeine geheimnisvolle Welle aufgerauscht aus der Stille des Raumes und der Tiefe ihrer Herzen und hatte ihn gezwungen, das Buch sinken zu lassen und zu verstummen.

Nun ging er mit leisen Schritten, die durch die Weiche der Teppiche vollends lautlos gemacht wurden, im Gemache auf und nieder. Zuweilen blieb er in der Nähe des Fensters stehen und lauschte hinaus, ob nicht durch das Rauschen des Regens und der entlaubten Bäume der Motor eines nahenden Automobils zu hören war. Aber alles blieb stumm. Mariannens Mann würde es wohl vorziehen, in dieser unwirtlichen Nacht in der Großstadt zu bleiben.

Sie kannten sich schon lange, Marianne und er. Als kleine Kinder hatte man sie im Dogcart die wenigen Kilometer, die ihre Güter trennten, zueinander gefahren, damit sie sich gegenseitig die Zeit vertrieben. Auch später als Gymnasiast und Korpsstudent war Heinz oft bei Marianne gewesen, hatte mit ihr weite Ausritte in das hügelige, seenreiche Land unternommen, um immer öfter mit einem leisen, kaum merklichen Brausen in Blut und Sinnen heimzukehren. — Man sprach in der Gegend davon, daß sie sich heiraten würden, und auch sie selbst glaubten daran mit jener geruhigen Selbstverständlichkeit, die keiner Worte und Gebärden bedarf. Aber dann kam der Krieg. Er hatte Heinz in Berlin überrascht, ohne Abschied von den Seinen und der Freundin war er hinausgegangen. Als er nach Jahren zurückkam, war Marianne die Frau eines Anderen.

Heinz von Lossow hatte das Gut seiner Eltern, die inzwischen gestorben waren, übernommen. Lange brachte er es nicht über sich, Marianne, die mit ihrem Gatten, einem Großindustriellen, noch auf ihrem väterlichen Erbteil wohnte, zu besuchen. Aber einmal, ganz durch Zufall, trafen sie sich in dem Kiefernwalde, der ihre Güter verband. Erst waren sie befangen gewesen, dann aber im Austausch der Erinnerungen, die ihnen schon aus der Betrachtung der reizvollen Gegend erstanden, hatte sich der alte kameradschaftliche Ton wieder eingestellt. Beim Abschied bat Marianne den Jugendfreund, sie, ihren Gatten und ihr zweijähriges Töchterchen recht bald zu besuchen. — Dieser Aufforderung war er nach einigem Zögern nachgekommen. Mariannens Mann hatte ihn mit jovialer, geräuschvoller Liebenswürdigkeit empfangen. Sonst sei er eifersüchtig, erklärte er lachend, aber Jugendfreunde seien bekanntlich die ungefährlichsten Leute von der Welt. — Mit der Zeit wurde Heinz von Lossow fast allabendlicher Gast auf Parnenen und vertrieb der schönen Frau Marianne die Stunden, bis das Auto ihres Gatten auf der Chaussee von der Stadt her hörbar wurde.

So ging es eine Weile. Aber dann kam der Herbst, und mit den schlechten Wegen, stürmischen Regenschauern und der früh herabsinkenden Dunkelheit ereignete es sich, daß Mariannens Mann oft auf die unbequeme Autofahrt verzichtete, um die Nacht in der Stadt zu verbringen. Nun blieb Heinz lange über die gewohnte Abendbesuchszeit hinaus, und der Verkehr der beiden Menschen bekam jene zauberische Färbung von Vertraulichkeit und Befangenheit, die den ersten aufwirbelnden Funken eines langsam entbrennenden Feuers gleichkommt.

Dieser Abend nun, dieser letzte, an dem sie schweigend miteinander gespeist hatten, während der alte Diener die fast unberührten Speisen geräuschlos auf- und abtrug, dieser Abend, an dem Heinz nervös ein Glas schweren Südweins nach dem anderen trank und auch Mariannens Hand öfter als sonst nach dem Kristallglas griff, dieser Abend, an dem er selbst das Vorlesen als vergeblichen Versuch, die Gedanken auf unpersönliche Gebiete hinüberzulenken, aufgeben mußte, war wie eine grellviolette, lastende Gewitterwolke, deren übermäßige Spannung nach zündenden Blitzen schrie...

Ruhelos schritt Heinz auf und nieder. Wilder und wilder rüttelte der Sturm an Fenstern und Läden. Rot und grotesk hüpften und sprangen die gierigen Flammenzungen in der schwarzen Wölbung des Kamins. Plötzlich fühlte Marianne, wie Heinz dicht hinter ihr stehen blieb. Eine heiße, selige Mattigkeit überkam sie. Sie ließ die Hände mit der Stickerei in den Schoß sinken und drückte den Kopf an die Lehne des Stuhles. Minuten vergingen. Minuten, in denen Heinz mit Aufbietung aller Willenskraft des großen Brandes Herr zu werden suchte, der sich seiner bemächtigte. Aber er konnte nicht mehr. Eine überirdische, ungekannte, magnetische Gewalt riß ihn zu der Frau und zwang ihn vor ihr auf die Knie. Marianne nahm seinen glühenden Kopf in ihre zuckenden Hände, und ihre Lippen fanden sich zum Kuß.

In diesem Augenblick geschah etwas Seltsames. In dem Nebenzimmer wurde ein Geräusch hörbar und dann ein verschlafenes, etwas heiseres Kinderstimmchen: „Mutti . . . Mutti . . . komm doch. Ich hab' solche Angst."

Die Frau sprang auf. Befreite sich aus den Armen des Mannes. Strich Kleid und Haare glatt. Auch Heinz hatte sich erhoben. Sie wagten nicht einander anzusehen. Eine große Scham hatte sich ihrer bemächtigt. Es war, als sei das traumhaft aufbrandende Purpurgebäude des Rausches, das sie betreten wollten, unter dem silbernen Hämmerchen einer Kinderstimme eingestürzt zu einem Haufen belangloser Scherben.

„Marianne . . .!?", flüsterte Heinz beschwörend.

Sie schüttelte den Kopf.

„Gehen Sie, gehen Sie, mein Freund! Es darf nicht sein. Trotz aller Liebe. Bedenken Sie doch, ich bin Mutter!" Und als er noch etwas sagen wollte: „Heinz, auch Sie hatten eine Mutter!"

Er zuckte zusammen, wie unter einem furchtbaren Hieb. Plötzlich fand er den Mut, sie anzusehen. Sie stand, die Hände in die Portieren verkrampft, blaß vor der Tür des Kinderzimmers. Das blonde, gelöste Haar wob um ihr Haupt einen flimmernden Schein. „Einen Heiligenschein", dachte er schmerzlich. Dann floh er taumelnd aus dem Schloß, zerrte das Reitpferd aus dem Stall und jagte durch die schwarze Nacht heim. —

Marianne brach, nachdem die Töne der Hufe auf der Chaussee verklungen waren, an dem Lager ihres längst wieder schlafenden Töchterchens kraftlos zusammen und weinte lange und schwer.

Sie wußte, er kam nie wieder . . .

Die alte Lampe.

Humoreske von Franz Wicking.

Die Kaffeeschlacht war beendet. Dienstbotenmisere, Wirtschaftsangelegenheiten und vor allem „persönliche Mitteilungen" waren eifrig besprochen worden, und nun befanden sich die Damen auf dem Heimwege.

„Wissen Sie, meine Liebe", sagte Frau Regierungsrat Blümler zu ihrer Freundin, „nächstens lasse ich eine Anzahl Sachen von meinem seligen Mann versteigern: Bücher, Dosen, ein paar Möbel, aber auch noch manches andere, das mir so im Wege liegt."

„Da tun Sie recht!" bekräftigte die Freundin, Frau Sanitätsrat Kurzmann, „in Ihrer neuen Wohnung haben Sie auch weniger Platz. Übrigens fällt mir ein, ich habe eine alte Lampe, dickbauchig, unförmig, weder schön noch praktisch, ich möchte das Ding gern los sein. Sie erlauben mir wohl, daß ich es zusammen mit Ihren Sachen zur Versteigerung gebe?"

„Natürlich, sehr gern! Schicken Sie mir die Lampe!"

Am nächsten Morgen wurde das alte Erbstück, ein wahres Ungetüm, aus der Ecke hervorgeholt, gereinigt und zur Frau Regierungsrat getragen.

„Gott sei Dank", sagte die Frau Sanitätsrat zum Dienstmädchen, „nun sind wir das alte Gerümpel los."

Die Auktion wurde in einem öffentlichen Versteigerungslokale abgehalten. Die Kauflustigen strömten hin und her, und mancher Neugierige, der vorüberging und das Treiben betrachtete, trat in das Haus.

So geschah es auch einem feingekleideten jüngeren Herrn, der gerade vorbeikam und der Originalität wegen das Lokal ebenfalls betrat. Er musterte die ausgestellten Gegenstände ohne große Aufmerksamkeit, bis sein Blick auf die alte Lampe fiel.

Sogleich trat er nahe heran und betrachtete das Monstrum mit großer Aufmerksamkeit.

Endlich kam dieses an die Reihe. „Sechs Mark!" begann der Auktionator.

„Sieben!" replizierte der Herr.

„Acht!" bot ein anderer, der den Feingekleideten scharf ins Auge gefaßt hatte.

„Neun!" rief dieser.

Nun beteiligten sich noch andere am Bieten; jedenfalls war es ein wertvolles Stück; wäre sonst der Herr so erpicht darauf gewesen?

Endlich aber trug dieser mit neunzehn Mark den Sieg davon. Erfreut über seinen Kauf, ließ er das Wertobjekt durch einen Dienstmann in seine Wohnung schaffen.

Wenige Tage nach der Versteigerung feierte Frau Sanitätsrat Kurzmann ihren Geburtstag. Sie saß gerade im Kreise ihrer guten Freundinnen bei der üblichen Schokolade. Heute zeigte sich das Geburtstagskind recht splendid, hatte doch die Nachricht, daß ihre alte Lampe einen so hohen Preis erzielt hatte, ihr Gemüt freudig erregt. Natürlich hatte die alte Dame die Kunde von dem guten Geschäft der Tafelrunde freudestrahlend erzählt.

„Wie geht es denn Ihrem Herrn Sohn?" fragte eine der Damen.

„O danke, recht gut!" erwiderte die Gastgeberin. „Er hat immer viel zu tun, seine Praxis dehnt sich aus. Noch nicht einmal gratuliert hat er mir, er wird wohl erst später kommen; meinen Geburtstag vergißt er ja nie."

Nicht lange darauf klopfte es, und auf den Hereinruf der Frau Sanitätsrat trat ihr Sohn, der Doktor Kurzmann, ein. In der einen Hand trug er einen Blumenstrauß, in der anderen eine — große alte Lampe.

Alle Damen sahen ihn erstaunt an.

„Herzliche Glückwünsche zu deinem Geburtstage, liebe Mama!" sagte der Doktor, während seine Mutter im Stuhle sitzen blieb und ihn wie gebannt anstarrte.

„Du nimmst wohl", fuhr der Doktor fort, „die kleine Überraschung an? Sieh', hier bringe ich dir ein Pendant zu unserem alten Erbstück — ein sonderbarer Zufall spielte es mir in die Hände. Doch was ist dir?" fragte er plötzlich mit besorgter Miene, als er die einer Lähmung gleichende Ruhe seiner Mutter bemerkte.

Auch die Damen blickten verwundert die Sanitätsrätin an.

„Nichts, nichts!" sagte diese, nach einer Pause aber flüsterte sie: „Woher — hast du denn die — Lampe?"

„Ich kaufte sie bei einer Versteigerung", erwiderte der Doktor.

„Für neunzehn Mark?" rief jetzt plötzlich die Frau Regierungsrat.

„Allerdings!" sagte sehr erstaunt der Doktor. „Aber woher wissen gnädige Frau —"

Jetzt konnten die Damen ihre Heiterkeit nicht mehr bändigen, ein allgemeines Gekicher brach los.

Ganz betreten stand der Doktor da. „Ja, ich verstehe nicht —" sagte er.

„Lieber Fritz", sprach nun die Mutter, „daß du es nur weißt: ich selbst habe die Lampe zur Versteigerung gegeben!"

Jetzt lachte auch der Doktor: „Na, das ist ja eine nette Geschichte!"

Unter allgemeiner Heiterkeit rief die Frau Steuerrätin, während Lachtränen über ihre Wangen herabrollten: „Herr Doktor, Ihre Absicht ist gelungen, Sie haben wirklich Ihrer Mutter eine Überraschung bereitet!"

„Allerdings", sagte der Doktor, „aber doch ein bißchen anders, als ich es mir gedacht hatte."

„Nun, trösten Sie sich nur!" rief die Frau Regierungsrat. „Die neunzehn Mark bleiben ja in der Familie!"

Der Doktor mußte späterhin von seinen Freunden noch manchen Spott einstecken, denn daß die Geschichte von der Geburtstagsüberraschung bald unter die Leute kam, dafür war ja allerbestens gesorgt.

Die Probe.

Skizze von Heinrich Wiegmann.

Werner Scheff schüttelte lächelnd den Kopf. „Sie sehen das Ziel, junger Freund, nicht den Anfang. Ein Künstler darf nicht mutlos werden, wenn er wachsen will."

„Schon recht: Lehrjahre sind keine Herrenjahre. Aber diese weisen Akademieprofessoren erwürgen jedes bißchen Selbstvertrauen mit ihrem ewigen Nörgeln."

„Am Widerstand wachsen die Starken!" —

Sie hatten einen Platz betreten, den ein großer Wanderzirkus füllte. Doch nicht das Gedränge schauhungriger Menschen, das Schmettern aufreizender Musik, der Wust lärmenden, von gleißenden Livreen umsäumten Lebens machte sich dort breit — unter dem morgendlichen wolkenverhangenen Himmel fiel das weite Zelttuch kalt von den beiden Masten nieder und hing schwer über dem Holzskelett. — „Lassen Sie uns hineingehen", schlug Werner Scheff nach einer Weile vor, während seine Augen auf dem Jüngeren ruhten. „Vielleicht kann dieser Zirkus Sie eines Besseren belehren."

„Sie scherzen! Das wäre unnötig vertane Zeit . . ."

„Nun, ich verspreche nichts. Aber Sie sind Maler, haben wie ich Freude an schönen Körpern: Wir wollen die Tierschau besichtigen und ein paar Minuten der öffentlichen Probe zuschauen. Ich laufe gern in solchen nach Ammoniak riechenden Kunstinstituten herum." —

Eingegitterte Tiere, Unruhe, Fauchen, Dunst und Lachen — war das die Kulisse, die er kennen mußte, um das Theater zu verstehen? Udo Serfeld lächelte ein wenig. „Sehen Sie das arme Tier", machte ihn der Freund auf einen karminroten Ara aufmerksam, der mit einem Fuß an einen Messingbügel angekettet war. „Jedesmal, wenn ein Mensch vorüber geht, hebt er ängstlich den langen Schwanz. Wieviel Roheit mag er schon gespürt haben! Wenn doch die Menschen menschlicher sein wollten . . ."

Der Zirkus war wie tot. Kein Glanz der Bogenlampen erstrahlte über die Manege, müde tropfte ein bleiches Licht vom Gezelt auf die Menschen nieder, die in abgenutzten Kleidern umherstanden. Ein Reiter mühte sich ab, einen prächtigen Schimmel in den Gangarten der „hohen Schule" einzureiten. Schaum troff von dem Maul des erschöpften Tieres, und seine Weichen, die scharfe Sporen trafen, waren rot. Ein Kopfneigen des Reiters zu einem Stallknecht — er trug einen Eimer herbei und wusch die Wunden ab. Von neuem ward der Schimmel am Zügel hochgerissen, abermals senkten sich die Sporen in sein Fleisch.

Werner Scheff schaute den anderen an. „Sehen Sie hin, junger Freund", sagte er dann langsam. „Es lohnt sich schon."

Aus Udo Serfelds Zügen war das Lächeln geschwunden. Wieviel Zirkusbesucher kannten diese Dressur, wieviel wußten von dem Schweiß und Blut, die der „hohen Schule" geopfert werden mußten? —

„Genug für heute", rief jetzt der Reiter, sprang ab und warf einem Stallknecht die Zügel zu. Er schien selbst sehr ermüdet und schwitzte stark. „Das hat noch gute Weile", sagte er, das Pferd musternd, das gesäubert und hinausgeführt wurde. „Ausdauer — anders ist's nicht zu machen." —

„Nicht wahr?" fragte Werner Scheff, als sie bald darauf gingen. „Ausdauer! Nicht müde werden! Erinnern Sie sich dieses Morgens, wenn Sie einmal ermatten wollen."

Bunte Chronik

* **Luft-Feldmesser.** In Alaska ist man im Begriff, mittels Flugzeuges eine Karte des zum Teil noch unerforschten Landes herzustellen. Zwei Flugzeuge vom Amphibientyp, die auf der Erde, auf dem Wasser und im Schnee landen können, sind mit Landmessern besetzt, die einen Filmaufnahmeapparat mit sich führen und aus einer Höhe von etwa 3000 Meter das Gelände photographieren. Die bisherigen Aufnahmen haben zur Entdeckung von bisher unbekannten Seen und Flüssen geführt, die sich sehr gut zur Erzeugung elektrischer Kraft verwenden lassen. Man rechnet mit einer vierjährigen Dauer dieser Landkartenaufnahme.

*

* **Conan Doyles Steuererklärung.** Conan Doyle, der geniale Schöpfer des Sherlok Holmes, begann seine Laufbahn als Arzt in einem Londoner Vorort und hatte zunächst gar keine Kranken. Als er seine Einkommensteuererklärung abgeben mußte, schrieb er wahrheitsgemäß, er habe kein Einkommen und erhielt seine Erklärung mit der Bemerkung zurück: „Sehr unbefriedigend." „Ganz meine Meinung" schrieb er darunter und schickte die Erklärung wieder an die Steuerbehörde zurück.

Lustige Rundschau

* **Zweideutig.** Schuhmacher (der einem mittelmäßigen Schauspieler die bestellten Stiefel überreicht): „So, Herr Siegfried, in diesen Stiefeln können Sie hoffentlich in Zukunft — sicherer auftreten."

*

* **Er weiß sich zu helfen.** Der kleine Emil: „Mutti, Elschen hat aus Vaters Tintenflasche getrunken." — „Um Gottes willen . . .!" — „Das macht nichts, Mutti, ich habe ihr sofort ein Stück Löschpapier in den Mund gesteckt."

*

* **Selbst ist der Mann.** „Kennen Sie den „Barbier von Sevilla"?" — „Nein, ich rasiere mich selbst!"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.